

Lebenserinnerungen eines alten Parisols

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **40 (1899)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007918>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lebenserinnerungen eines alten Parisols.



I.

Oh Gott! wirst du sagen, was kommt dem alten Gfiedel in den Sinn, mir seine Erlebnisse zu erzählen! Daseinfältige, überspannte Ding!

Nur nicht so aufbegehrt, lieber Leser, ich bin ja an der ganzen Sache nichts schuld und es ist mir selber nicht lieb, daß mir Alles so auskommt. Wie du weißt haben alte Leute oft die Mode, vergangenen Zeiten nachzujinnen und dabei ziemlich laut mit sich selber zu reden. Justement so ist's mir auch gegangen. Als ich wieder einmal so mit mir selber philosophierte und disputierte, so hat's halt ein gewundriger Kalendermann g'hört und aufgeschrieben und drucken lassen. Schau, da kann ich nichts dafür. Uebrigens, wenn's dir z'langweilig ist, so kannst du aufhören zu lesen, wann du willst — ja meinetwegen brauchst du mit Lesen nicht einmal anzufangen; daß du aber meinst, ich sei ein überspanntes Ding, dagegen muß ich protestieren.

Ueberspannt sind eigentlich nur diejenigen, die unter mir und meinesgleichen herumlaufen, die Menschen, und einfältig bin ich gar nie gewesen, denn entweder hatte man mich regelrecht ausgespannt und dann war an mir keine Falte zu sehen; oder ich stand zusammengeklappt in der Ecke und dann hatte ich mehr als eine Falte; ich war nicht einfältig, sondern sogar vielfältig. Offen gestanden hätte ich mehr Ursache, über die Menschen zu klagen, als die Menschen über mich. Wäre ich nicht gewesen, wie manchen wäre der Kopf gewaschen worden, ganz tüchtig und von oben herab, — vom lieben Gott selber. Man nannte mich zwar, ich glaube fast nur zum Spott, Parisol d. h. Sonnenschirm. Die Sonne bekam ich nur ein paar Mal zu fühlen, als sie so recht heiß und unleidig brannte; dagegen hatte ich vom Regen viel, schrecklich viel auszustehen, so daß ich nach und nach meine schöne rote Farbe

schier ganz verlor und nun in meinen alten Tagen an der Bleichsucht leide.

Doch „äs wird dänk eppä so ha mießä sy!“ Ich will darum nicht länger klagen und jauseln, sondern g'sezlich und hantlich erzählen, was ich allerlei erlebt habe. He-so=no-so=deh! Wie alt ich eigentlich bin, lieber Leser! das kann ich dir nicht sagen, habe auch keinen Tauffchein, obwohl ich, weiß Gott wie mängisch getauft, d. h. tüchtig abgewaschen worden bin. Das Fröhste, auf was ich mich besinnen mag, ist, daß mich ein großer stattlicher Mann unter seinem Arme trug. Er hatte seine schwere Hand fest um meinen schwarzen Griff gelegt und drückte mich mit seinem Arme so unbarmherzig an seinen Leib, daß mir alle Meerrohre im Leibe krachten. Ich glaube fast, daß mir darob Sehen und Hören verging; endlich kam ich wieder zu mir, fing an aufzupassen und mir zu merken, was ich hörte. Der Mann, der mich unter seinem Arm eingeklemmt hatte, war nämlich nicht allein; es ging ein nettes Fraueli neben ihm her mit einer mächtig großen Flügelhaube, aus der ein munteres Gesichtlein heiter in die Welt hinausschaute. Das Fraueli war festtäglich gekleidet und hübsch ausgestaffiert mit einem vergoldeten Halsbätti, an dem rote Granaten funkelten, mit Göllerketteli und anderer köstlicher Rustig, wie sie die Unterwaldnerfrauen tragen. Der Mann steckte in einem kurzen Tüchli-schoppen und in weiten Hosen, und auf dem Kopfe trug er einen mächtig großen Hut mit breitem Rand. Die Beiden redeten eben davon, wie es so schön gewesen sei z'Einsiedeln und wie andächtig sie zur Mutter Gottes gebetet hätten, um Glück und Segen im ehlichen Stand. Aus sothanan Reden merkte ich, daß ich einem neuvermählten Päärchen angehörte, über dem der Himmel voll Basgeigen hing. Mit den Basgeigen war es freilich nur Schein, in Wirklichkeit aber brannte die Julisonne vom blauen Firmament herab; es war drückend heiß, und dem guten Manne, der mich unter seinem Arme trug, rannen die hellen Schweißtropfen über die geröteten Backen herab. Da packte mich der junge Mann mit fester Hand, drückte an meinem dünnen Leib und that einen Ruck; da schlug ich voll Schrecken meine meerrohrigen Arme auseinander, spannte meine roten Flügel aus, daß ich vor mir selber in Staunen geriet. „Frauchen!“ sagte der

Mann zu seiner Begleiterin, „wir machen uns ein wenig Schatten; das Parisol, das mir meine Schwester auf die Hochzeit verehrt hat, ist nicht nur gut gegen den Regen, sondern auch gegen die Sonnenstrahlen.“ Mit diesen Worten richtete er mich holzgerade auf und ich schwebte stolz wie eine rote Fahne über den Neuvermählten. Für mich war es eine helle Freude zu sehen, wie gut die Beiden unter meinem Dache auskamen. Der Mann war stets besorgt, daß er nicht zu viel Schatten für sich beanspruchte und das Frauelei den Nachteil hatte. Das Frauelei aber wehrte immer ab und sagte, er solle doch für sich sorgen, und so plauderten sie recht herzlich und gemütlich mit einander, wie die Kinder. „Gelt Balz!“ sagte unter anderm das Frauelei zu ihrem Mann, „jetzt wollen wir recht hübsch zusammenhalten und einig und friedlich im Ehestand miteinander leben? Mag die Sonne des Glückes über uns scheinen, oder das Regenwetter des Unglückes über uns kommen, wir wollen Alles ehrlich teilen, wie jetzt das Parisol und zusammenhalten in Freud und Leid.“ — So redeten sie noch länger mit einander von zukünftigem Glück, Einigkeit und Liebe, daß ich meinte, ich höre es, wie mir das Herz vor

Freuden klopfte. In Wahrheit waren es aber ein paar dicke tölpelhafte Regentropfen, die auf mich herabplumpften — und recht unmanierlich auf mir herumtrommelten. Unter dem Zwiegespräch der jungen Eheleute hatte sich nämlich der Himmel plötzlich mit Wolken überzogen, der Donner rollte aus der Ferne, und ehe sich die guten Leute versahen, da rauschte schon ein gewaltiger Regen daher. Ich that mein Möglichstes in Erfüllung meiner Berufspflicht, spannte meine Arme über dem erschrockenen Paare aus und

hielt den strömenden Regen von ihm ab. Das war meine erste Heldenthat, und ich erntete dafür reichliches Lob.

Gottlob dauerte das Unwetter nur einige Augenblicke; es war nur so ein „Sprutz“, der schnell wieder vorüberzog. „Gott sei Dank!“ sagte das Frauelei „daß wir ein Parisol hatten, sonst wäre es um meine hübsche Haube geschehen gewesen.“ „Und um meinen funkelnagelneuen Hut,“ fügte Balz bei. „Aber da siehst du, wie schnell Sonnenschein und Regen wechseln und wie man



„Wir wollen alles ehrlich teilen.“

im Glücke nicht zu übermütig und sorglos sein darf. Doch wenn man nur auf Gott vertraut, so wird Alles einen guten Ausgang nehmen.“ So sprachen die Beiden zu einander und wurden nach dem Schrecken wieder ganz heiter. Die Sonne

gückelte auch schon wieder, zwischen den Wolken hervor; der

Mann trug mich noch immer ausgespannt in seiner Hand, um mich im warmen Sonnenschein trocken zu lassen, und das Frauelei wurde ganz lustig und legte ihren Arm in den ihres Mannes, indem sie leise zu singen begann:

„Mann, ich bin zufrieden,
Geh' es, wie es will;
Unter deinem Dache
Leb' ich froh und still!“

Auch der sonst ernste Ehemann wurde heiter und sang den Bass dazu und wenn's auch nicht ganz stimmte, im Leben bewahrten die Beiden doch stets den vollen Gleichklang und die schönste Harmonie.

Im Hause dieser guten Leute verlebte ich die schönste Zeit meines Lebens. Man trug zu mir die größte Sorgfalt und betrachtete mich schier wie ein Heiligtum. Ich bekam meinen Platz im großen Schrank in der Kammer, grad neben den Sonntagskleidern meiner Herrschaft; an Sonn- und Festtagen aber nahm mich der

Mann oder die Frau gewöhnlich mit in die Kirche. Da gab es allerlei zu hören und zu sehen. Einmal hörte ich auch, wie zuvorderst in der Kirche ein Mann in einem weißroten Mantel den Leuten allerlei zurief und unter anderm auch sagte: es sei ein Regenschirm verwechselt worden. Ich wunderte mich im Stillen, daß mir ein Gleiches nicht schon längst begegnet sei — ich habe ja eine so schöne rote Farbe, dachte ich, und so kräftige Glieder aus Meerrohr und meinte, ich müßte jedem in die Augen stechen. O ich ein- gebildetes Ding, jetzt, nachdem ich Welt und Menschen kennen gelernt habe, jetzt kann ich auch leicht begreifen, warum mich damals Niemand verwechselt oder gestohlen hat.

In spätern Jahren sah ich auch, wie die Weibsleute selbst beim schönsten Wetter ihre Regendächer mit in die Kirche nahmen; aber was waren das für armselige Geschöpfe, die Regendächer nämlich. Der Stecken darin war die Hauptsache, das Tuch ein elendes Fetzelein mit allerlei Firlefanz. — Sonnenschirmli sagten sie diesen Dingen, und bei der Prozession am Ablass- tage, da spannten beim ersten Sonnenblick gerade jene Jungfern ihre Dächlein zuerst auf, welche die verbranntesten und mit Märzenflecken reichlichst bedeckten Gesichter hatten. Bin manchmal selber taub geworden, über das zimpferlige Thun dieser Leute. Wie gesagt, unter der Woche hatte ich meistens Ruhe; nur einmal im Jahre zog sich der Vater festtäglicher an, auch wenn es Werktag war. Gewöhnlich nahm er dann mich unter den Arm und zog ernst und feierlich aus, um einen Götti oder eine Gotte anzustellen. Siebenmal zog ich so mit dem guten Balz auf die Wanderung und jedesmal war er ernster

gestimmt — ja, das siebente Mal, als ich ihn begleitete, glaubte ich gar einen Seufzer tief aus seiner Brust zu vernehmen.

Uebrigens ruhte Gottes Segen sichtbar auf der ganzen Familie; Friede und Einigkeit, Frömmigkeit und Sittsamkeit waren in ihr daheim. Die Eltern liebten sich gegenseitig, unterstützten einander in Freud und Leid, wie sie es dazumal gelobt hatten, als ich zum ersten Mal meine Arme über sie ausspannte.

Besonders lieb waren mir die Kinder. Ein paar Mal, da es etwas regnerisch aussah und bereits zu tröpfeln anfing, durften mich die Kinder zur Schule mitnehmen; aber die Mutter schärfte es ihnen ganz besonders ein, doch schön Sorge zu mir zu tragen und mich nirgends aus Vergeßlichkeit stehen zu lassen. So wanderten die kleinen bausbackigen Büblein und Mäitchei unter meinem ausgebreiteten Schutze dahin, bald zu dreien — bald zu vierenhoch und ich hatte meine helle Freude an ihnen. Wenn es auch wie mit Eimern herabschüttete, das verdroß die Kleinen nicht. Sie trippelten wie die jungen Hühnlein daher und lachten und kicherten und freuten sich um so mehr, je wüster es wetterte. Nur einen



Sie trippelten wie die jungen Hühnchen daher.

der ältern Buben konnte ich nie recht leiden, den Toni. Der war gar nicht wie die andern, sondern hatte immer etwas zu nurggen und zu zanken. Zimmer glaubte er im Nachteil zu sein; das Parisol wollte er immer allein für sich behalten und keine andern drunter dulden. Einmal brauchte er mich sogar zum dreinschlagen, der Fözel, und hieb mit mir den andern Kindern über die Köpfe, daß es laut „tätschte“. Mir thaten diese Schläge mehr weh als den Kindern, und ich dachte damals schon, der Toni würde

noch einmal großes Unglück über die Familie bringen. Selb hab ich auch richtig errathen, wie sich zeigen wird.

II.

Auf Regen folgt Sonnenschein, aber umgekehrt, auf Sonnenschein auch Regen; wer sollte das besser wissen, als ein Parisol. War bisher in der Familie, in der ich daheim war, Alles gut und glücklich gegangen, die Zeiten der Prüfung blieben nicht aus. Zuerst starb die liebe, gute Hausmutter, und die Kinder weinten und schluchzeten, als sie auf den Friedhof hinausgetragen wurde, ein Stein hätte sich ihrer erbarmen mögen. Nur der Toni that nicht viel dergleichen, das war ein hartgefotterer Patron. Der alte Vater aber ging hinter dem Sarg daher, als wollte er alle Augenblicke in die Knie sinken, und mehr als einmal mußte er sich auf mich stützen. Es war nämlich ein trüber, regnerischer Tag, an dem die gute Mutter begraben wurde, drum hatte mich der Vater mitgenommen zu diesem bitteren Gang, sonst wüßte ich ja nichts von dem zu erzählen, was dabei vorgefallen. Selten hatte man bei einem Leichenzuge so viele Leute gesehen, denn die brave Frau war wohlbekannt weit herum im Lande, besonders bei den Armen, und manches Auge weinte ihr eine aufrichtige Thräne des Schmerzes nach.

Kein halbes Jahr war seither verstrichen und der brave Balz folgte seiner Frau im Tode. Ich sah es von der Kammerdecke aus, in der ich stand, wie sie ihn in den Sarg legten und aus der Kammer hinaustrugen. Ich hätte brieggen mögen vor Schmerz; aber so ein armseliges Regendach wird nur naß, wenn der Himmel seine Thränen darauf fallen läßt.

Was jetzt weiter im Hause vorging, das kann ich leider nicht genau berichten. Ich mußte aus der Kammer heraus und wanderte hinauf in die Kumpelkammer, wo ich mit einem zerbrochenen Spinnrade und einem alten, mit großen Blumen bemalten Kleiderkasten, einem rostigen Feuersteingewehre und einem ausgedienten Fleischbrunnen Bekanntschaft machte. Auch eine Kaffeemühle stand da, die kam bisweilen in die Küche hinab; wenn sie heimkam, erzählte sie uns allerlei Neuigkeiten, die sie in der Küche oder Stube aufgeschnappt hatte. Vorläufig wurden die Kinder einig, zusammenzuhalten und miteinander zu hausen; aber es wollte nicht recht gehen.

Die alte Kaffeemühle, nebenbei gesagt, eine infame Schwägerin wie eine echte Kaffebase, wußte bald genug von Händel und Streitigkeiten zu berichten, besonders daß der Toni, der älteste — denn ein älterer Bruder war schon frühe gestorben — mit den andern nicht auskomme, ihnen immer vorschwürle, sie wollten nichts arbeiten nur essen, und könnten nichts verdienen. Die Kleinsten gingen noch in die Schule und hatten, wie die Kaffeemühle zu berichten wußte, einen Vogt, der mischte sich auch hinein, und es kam immer häufiger zu erregten Auftritten. Auf einmal hieß es: „Wir wollen teilen!“ und der Toni als der Älteste bekam das Heimen und mußte die andern fünf Geschwister aussteuern. Kein einziges wollte beim Toni bleiben — das Annamarili, das älteste Mädchen war schon versprochen und heiratete einen armen, aber braven Burschen; der Seppli verdingte sich als Knecht; der Hansli kam zu einem Rechenmacher in die Lehr, und die Kleinsten fanden bei Gotte und Götti einstweilen Unterkunft. — Sie brauchten aber nicht lange versorgt zu werden; als am nächsten Austagen die Kindsblattern ihr Unwesen trieben, wurden auch die beiden Jüngsten angesteckt und der Vater im Himmel nahm die Waisen zu sich. — Von den andern Geschwistern habe ich nie mehr etwas gehört, weiß der Himmel, wo sie hingekommen sind.

Doch, wir wollen der Geschichte nicht vorgreifen. — Also der Toni bekam das Heimen; der Hausrat dagegen wurde verteilt und so mußten auch wir Genossen der Kumpelkammer von einander Abschied nehmen. Der bemalte Kasten und das Spinnrad, der Fleischbrunnen und die Kaffeemühle, ja sogar das Feuersteingewehr zogen aus und folgten ihrem neuen Besitzer — mich allein hatte niemand gewollt. Das that mir tief im Herzen weh, so verachtet zu werden, schon glaubte ich in der Kumpelkammer elend und verlassen umkommen zu müssen — aber meine Rolle war noch nicht ausgespielt. —

Eines Tages kam der Toni in die Kumpelkammer herauf und sah mich in der Ecke stehen. Er schaute mich einen Augenblick ganz erstaunt an; dann streckte er seine langen Finger nach mir aus, ergriff mich, drehte mich hin und her, spannte mich auf und hielt mich gegen's Licht, schloß mich wieder zu, untersuchte meinen Griff, kurz und gut, er nahm mich gründlich in's Verhör. „Ein noch ganz gutes Regendach!“ brummte er; das thut's mir noch lang, brauche

kein neues zu kaufen, jetzt, wo alles so teuer ist und man nicht genug Steuern und Zinsen kann.“ So sagte der Toni und erlöste mich aus meiner Einsamkeit. Ich kam wieder hinab in die Kammer, wo ich schon einst einloschert gewesen war, zur Zeit des Vaters sel. Mir wollte es aber scheinen, als sehe nicht mehr alles aus, wie früher. Alles war mit Staub und Schmutz bedeckt, der Boden nicht gefegt, die Fenster nicht gewaschen, das Bett sah aus, als ob ein Kohlenbrenner oder Kaminfeger drin gelegen, das Bettzeug war offenbar schon lange nicht mehr gewechselt worden, — kurz und gut, es wollte mir nicht mehr recht gefallen in der Kammer. Aber in mein Leben kam wieder Abwechslung, ich durfte fortan mit dem Toni ausgehen. Freilich kam es mir anfangs etwas furios vor, wenn die Leute alle lachten, so oft sie mich sahen, und die Buben mit Fingern auf mich zeigten. Ich wußte nicht recht, wie ich das auszulegen habe, ob das aus lauter Freundschaft geschehe, oder gar aus Spott und Hohn. Es zeigte sich aber immer mehr und mehr, daß es mir gegangen war wie schon manchem eiteln Menschenkinde; während ich glaubte, man bewundere mich, lachte man mich aus.

Einmal begleitete ich den Toni, als es ihm recht schlecht ging. Er war spät abends in ein Haus eingekehrt und hatte noch lange mit der ältesten Tochter zu reden. Meine harmlose Regendachseele hatte keine Ahnung von dem Geschäfte, das der Toni abthun wollte; endlich aber kam es heraus — nach vielem Hin- und Herreden, Stoßen und Rutschen, Nurggen und Drähen, machte endlich der Toni dem Mäitschi einen förmlichen Heiratsantrag. — Aber holla, da kam mein Herr wüßt weg! Es sei ihr gar nicht d'rum z'heiraten, sagte die Tochter. Das pressiere nicht halb so und besser als ledig bekomme sie es doch nicht. — Der Toni aber miedete allerlei herum und wollte nicht lugg lassen; da sagte das Mäitschi ganz frischeweg, — ihn, den Toni würde es z'allervilezt nehmen, das würde es. Denn mit einem, der mit seinen eigenen Geschwistern nicht auskomme, hätte es wenig Hoffnung, glücklich zu leben. Der Korb war groß genug, daß ihn der Toni greifen konnte — er stand auf und sagte mürrisch „Guot Nacht!“ und wartete nicht, bis ihm die Tochter aufenzündete. Die Täubi ließ der abgewiesene Liebhaber an mir armen Parisol aus; er umklammerte mich mit seiner breiten Hand und drückte mich, daß ich schier nicht mehr schnaufen konnte; dann fuchtelte er

wieder mit mir in der Luft herum oder hieb auf den Dornhag am Wege, daß mir angst und bange wurde, ich müsse am gleichen Abend noch in tausend Fetzen gehen — dabei brummte der Toni vor sich hin: „Jetzt nehme ich expref eine andere, das nehme ich!“

Der Toni schien Wort halten zu wollen. Ein paar Tage später machte er einen Versuch an einem andern Orte. Auch ich durfte ihn wieder begleiten, und wir mußten ziemlich weit wandern, schier zwei Stunden weit in eine andere Gemeinde. Der Toni fand diesmal bessere Aufnahme. Das Mäitschi stellte ihm zu trinken auf, Rosoli, und brachte Mandelkernen, Baslerleckerli und allerlei Gutes auf den Tisch. Der Toni war selig, das Rosoli und die Liebe erwärmten ihn — schon fing er an, zu nurggen und zu stottern — ein Zeichen, daß der Heiratsantrag im Anzug war; — da klopfte es ziemlich unsanft an's Fenster und eine hohe verstellte Stimme rief allerlei hübsche Namen, die der Toni lieber nicht gehört hätte; Schinder und Bazenchlemmer, Geiztragen und Schelmenbuob waren noch die schönsten davon. Ein Schletterlig nach dem andern kam durchs Fenster geflogen, und spottend erklang das Liedlein:

„Versprächä, wo der Toni macht,
Die heb är bald vergässä —
Aer gid dr Frai nur Brigel z'Nacht,
Der ganzi Tag myd z'ässä. —

Jetzt vermochte der Toni sich nicht mehr zu halten; er sprang auf und suchte nach einer Waffe zur Abwehr. — Unglücklicher Weise fiel ich ihm in die Hände; er packte mich wüthend und ehe es seine Liebste verhindern konnte, war er draußen auf dem Vorläubli und hieb auf einen Nachtbuben ein, der auf einer Holzbeige zum Fenster hinaufgeklettert war. Im gleichen Augenblicke aber waren zwei, drei andere Burschen da, rissen mich dem wüthenden Toni aus der Hand und traktierten nun mit mir, dem armen Regendach und ihren Fäusten den mutigen Toni, daß mir Sehen und Hören verging. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, da lag ich beim Toni im Brunnentrog und hörte, wie er ächzte und stöhnte — mir aber waren wenigstens drei Rippen zerschlagen und mein dünner langer Leib hatte einen Bruch bekommen. Der Toni stand langsam auf und schüttelte sich vor Frost und rieb verschiedene Körperteile, die ihn empfindlich schmerzten. Im Hause, in das er eingekehrt war, sah man kein Licht mehr und so nahm

mich mein Herr seufzend unter den Arm und hinkte mit mir der Heimat zu. Wir sahen beide schier gleich wüst und zerlumpt aus und kamen endlich pudelnaß zu Hause an.

Für einige Zeit waren dem Toni die nächtlichen Forschungsreisen gründlich verleidet; ich wurde einem Dachmacher in die Kur gegeben und der leimte und flichte meine zerbrochene Existenz zusammen und hüllte meinen gebrechlichen Leib in ein neues harztuchenes Futteral.

Das Hauswesen führte dem Toni eine alte Magd, mit der er immer gut gestanden, denn sie war geizig wie er und wußte ihm zu schmeicheln. Diese Alte nun lag dem Toni alleweil in den Ohren, sie vermöge die Haushaltung nicht mehr allein zu führen, er solle doch heiraten; sie wisse ihm eine, die solle er nehmen, das sei eine wie g'macht für ihn. Die hübscheste sei sie grad nicht, aber Geld habe sie, wie Laub, verstehe das Hauswesen von Boden auf und arbeite wie ein Kopf. Ja, das sei eine Gwehrige, und dazu eine frine, ein wahres Schäßli. — Der gute Toni hörte zu und glaubte alles; und doch war alles nur ein abgekartetes Spiel, ich bin selber davon Zeuge gewesen und will dir gleich berichten wie.

Eine ganze Woche schier mußte ich in der Kur beim Dachmacher zubringen. Am folgenden Sonntag brachte mich der Wunderdoktor in's Haus zurück und übergab mich der alten Haushälterin, denn der Toni war nicht daheim. Jetzt, sagte der Meister, sei ich wieder repariert und ein famoseres Parisol, schier wie funkelnagelneu und noch ein halbes Jahrhundert lang brauchbar. Die Alte fragte nach dem Macherlohn, und als der Meister für's Futteral und für's Flicken 17 Baken verlangte, so fing sie an zu lamentieren, wie es eine Unverschämtheit sei, so zu heischen; das heiße den Leuten das Geld aus dem Sack herausstechen, sie lasse gewiß nichts mehr bei ihm machen u. s. w. Mit solchen und ähnlichen Worten nahm die Greth mich in Empfang und stellte mich so unsanft in eine Ecke, daß es mir ist, ich g'spüre den Stoß heute noch; dem Dachmacher aber warf sie die 17 Baken in der Aufregung schier an den Kopf; er aber strich sie ruhig ein und verließ mit einem spöttischen „Vergelt's Gott“ das Haus.

Ich stand also recht angst erfüllt in der Stubenecke und dachte an das Donnerwetter, das über mich kostbilliges Möbel ausbrechen müsse, wenn der Toni heimkomme, als die Stubenthüre

sich öffnete und mit der Greth ein altes Weib eintrat. Der Zorn der Haushälterin war wie weggeblasen, sie schwänzelte und tänzelte in der Stube herum, hieß die Alte, sich setzen, sprang in die Küche hinaus, brachte Kasse und Rüechli herein, die sie schon bereit gehalten hatte — und nun begannen die Beiden zu haselieren und zu disputieren, daß es mir in der Ecke schier trümmelig wurde. Aus all' dem Schnabeln und Schnettern merkte ich endlich heraus, daß der Besuch niemand anders war, als die von Greth gewünschte zukünftige Schwiegermutter des Toni. Die hatte aber ein Mundstück, das kann ich dir sagen, lieber Leser; da war das Redwerk der Greth dagegen, was ein Stoßkarren gegen eine elektrische Bahn. Die hoffnungsvolle Schwiegermutter versprach der Haushälterin alles Liebe und Gute, wenn sie es zustandebringe, daß der Toni anbeißt. — Sie könne einen guten Schick machen; ein paar Fränkli werden sie nicht reuen u. s. w.

So wurde alles hübsch eingefädelt, und als die Frau sich verabschiedet hatte und der Toni heimkam, so begann die Greth gleich gegen die Festung Sturm zu laufen. „Jetzt halte ich es nicht mehr aus,“ sagte sie, „so mutterseelenallein am Sonntag daheim zu hocken. Ich suche einen andern Platz, Toni, wenn du nicht dafür sorgst, daß bald eine Frau in's Haus kommt.“ — Der Toni fragte in den Haaren, entschuldigte sich und meinte, am guten Willen fehle es bei ihm nicht, aber in die nächste Gemeinde dürfe er nicht mehr auf die Suche gehen, sonst werde er noch z'rot geschlagen, und in der Nähe umen, wisse er keine, die für ihn passe. — „Was?“ rief die Greth — „keine die für dich paßt! — Kennst du denn s'Änkenbrunnenbabis Trinili nicht, von dem ich dir schon so oft gesagt habe. — Jetzt sei kein Hösi, und geh' doch einmal hin, — s' Trinilis Mutter selber hat mir g'sagt, warum du so schüch sieiest und nie zu ihnen kommest — sie hätten doch so guten Most, neuen, aber schon g'räzten. — Könntest ja fragen, ob sie uns nicht ein Fäßli davon verkaufen wollten.“ — Die Alte siegte, der Toni versprach, nächstens den Besuch zu machen und als es am folgenden Tag zuzunachten anfang, zog er ein schöneres Hirthemli an, suchte einen festen Stecken aus und sagte: „die sollen mir noch einmal kommen, die Föbels Nachtbuoben, denen will ich heimzünden.“ Mit diesen Drohworten machte er sich auf den Weg, ich aber blieb in der Ecke stehen und sah nur noch, wie die alte Greth durch's Stubenfenster dem

Toni nachenlugte und mit dem ganzen Gesicht lachte. —

III.

Bei seinem letzten Rittgange scheint der Toni mehr Glück gehabt zu haben, als bei den frühern. Es dauerte nämlich nicht gar lange, als eine gewaltige Aufregung im Hause sich bemerkbar machte, ein Laufen und Springen, Tanzen und Wirben, wie seit Jahren nicht mehr. Stube und Kammer wurden wieder einmal gefegt, die Fenster Scheiben gewaschen, die Greth wollte auch noch andere Vorhänge anschaffen, aber der Toni war entschieden dagegen, das sei Luxus. —

In drei Wochen war Hochzeit und die junge Frau hielt ihren Einzug in Tonis Heim.

Schanderhalber mußte das Päärlein auch eine Hochsigeise machen — „aber nur nicht zu weit fort“, sagte der Toni. Man wurde enig, ins Melchthal zu wallfahreten. Wie staunte ich aber, als der Toni auch mich auf die Hochsigeise mitnahm. In meinem neuen harztüchlenen Futteral machte ich zwar eine ganz ordentliche Gattig, aber an eine solche Ehre hätte ich doch nicht gedacht. Man wisse nicht, sagte der Toni zur Greth, es könnte noch regnen aufm Heimweg und das Parisol sei jetzt wieder wie neu, habe auch genug Flickerlohn gekostet, — so nahm er mich mit, ohne daß die junge Frau drauf achtete. — Ach Gott, wäre ich nur daheim geblieben.

Wir machten uns also auf den Weg, nämlich die junge Frau, der Toni und ich. Von meinem Plaze unter Toni's Arm aus konnte ich die neue Hausfrau gründlich betrachten, freilich nur von hinten, da sie meistens einen oder zwei Schritte vorausging. Ich sah aber genug, das mich teils mit Staunen, teils mit Unwillen erfüllte. Ich sah daß sie ziemlich aufgeputzt war — die silberne Haarnadel war schier so groß wie zwei blecherne Kesseldeckel und funkelte und glänzte wie ein Spiegel; das Halsband war so steif und breit, daß die Frau den Hals nicht zu drehen vermochte, sondern immer „Rechtsum“ oder „Ganze Wendung kehrt“ machen mußte, wenn sie ein Wort zum Toni sagen wollte. Was mich aber am meisten ärgerte und — ich will es gleich offen bekennen, mich mit nicht wenig Eifersucht erfüllte, war ein nagelneues modisches Sonnendächli, das die Frau in der Hand trug. Bekostet hatte das Ding gewiß nicht viel, denn es war von geringem Zeug, aber der Stecken war

mit allerlei Beschläg und Quasten verziert und rings um den Rand des Schirmes baumelte ein Kranz mit Spizen herab. Firclefanz und Hudedware, nichts Solides wie unjereins! Die Frau aber hatte einen mächtigen Stolz mit ihrem Lümpli am Stecken, spannte es auf, als sie kaum drei Schritte vom Hause weg war, obwohl weder von Sonnenschein noch von Regen etwas zu spüren war. Gleichzeitig heftete sie den Oberrock hinauf, daß der hübsche weiße, mit Spizen besetzte Unterrock das Licht der Welt erblickte und die kleinen Stiefeli mit den hohen Absätzen etwas mehr bemerkbar wurden. — Was nützen sonst Unterrock und Schuhe, wenn man sie nicht einmal sehen könnte.

Glücklich gelangten wir ins Melchthal, verrietheten unsere Andacht und gingen nachher ins Kaplanenhaus hinüber, wo das Ehepaar sich gütlich that. Der Toni schien ganz selig und der Wein machte ihn sogar redselig; er leuchtete auf wie ein Lämpeli, in das man Del schüttet. Auf dem Heimwege fing es an hübscheli zu tröpfeln und der Frau wurde Angst um ihr schönes Sonnenschirmli. Ich mußte im Stillen lachen und sagte zu mir selber: „da bist du doch ein anderer Feger; dich kann man brauchen bei Sonnenschein und Regen, das ist ganz egal; aber die vornehmen Lümpli sind nur für d'Hoffart und sonst für rein sauber nichts — an der Sonne bleichen sie und im Regen vergehen sie wie Zundel!“ Rätsch wurde ich in meinem Selbstgespräch unterbrochen — der Toni kam auf die Idee, mich aufzuspannen und ritterlich meinen Schutz seiner schönern Hälfte zur Verfügung zu stellen. Er lud daher seine Frau ein, zu ihm unters Parisol zu kommen, es sei da Platz für Beide. — Aber Poß Kreidenmehl', der Toni kam schlecht weg. Unter einem solchen alten schäbigen Lumpen laufe sie mit ihm nicht in der Welt herum, schmerzte die Frau, da würden ja die Leute mit Fingern auf sie zeigen, wenn sie das altmödische Gestiedel sehen würden! „Nein, bhüetis nein, lieber gar kein Dach, als solch' ein Unghürer“ rief sie im Tone höchster Entrüstung. Der Toni war, obwohl er unter mir ganz trocken blieb, doch so vertattert, als hätte man ihm einen Kübel voll kalten Wassers über den Kopf geschüttet. Die junge Frau aber bekam Mut bei dem kläglichen Anblick ihres Ehegatten und wollte gleich ihre geistige Ueberlegenheit geltend machen. Sie drehte sich um und sagte im Tone eines kommandierenden Generals. „Na, auf der Stelle thust du mir

das abscheuliche Dach da weg, ich will es so haben! Weg thust es, oder ich gehe keinen Schritt weiter mit dir!" — Da verchlüpfte der Toni nicht übel, er klappte mich zusammen und schob mich unter seinen Arm. Beide marschierten mitten im vollsten Regen verdrosen weiter; die Frau hielt ihr Sonnendächli ausgespannt, das kaum die große Haarnadel zu decken vermochte; der Toni aber schlampfte knurrend und murrend und pudelnaß hintendrein.

Unter solchen Umständen kam mir die Hochzeitsreise von Tonis Eltern in den Sinn und allerlei philosophische Gedanke gingen mir durch den Kopf — ich muß bekennen, ich ahnte nicht viel Gutes für die Zukunft. —

In Tonis Haus ging nun ein neues Leben an; schier alles wurde geändert, nichts stand am rechten Platz. Toni hatte zu allem nichts zu sagen, und wenn er eine Bemerkung machte, so fuhr ihm Frau Kathri übers Maul, so daß der Ehherr es bald vorzog, zu schweigen. Wenn der Toni aber allein war, so kratzte er oft in den Haaren und manchmal entstieg ein schwerer Seufzer seiner beklemmten Brust. Das war besonders der Fall, wenn Toni über den Geldsäckel gehen und blechen mußte — was eben häufig genug vorkam. Mich altes Parisol konnte die junge Frau nie leiden und versetzte mir eins, wo sie nur immer konnte. Aus der Kammer wurde ich in den Gang verbannt, dort mußte ich in einer Ecke stehen und die Spinnen waren so frech, mir ihre Netze über den Kopf zu spinnen. Gleichwohl versöhnte ich mich nach und nach mit meiner Lage, denn hier konnte ich viel mehr sehen und hören als anderswo, und durch die Spinnhuppen hindurch gucken und meine Betrachtungen anstellen.

So vergingen zwei, drei Jahre, die Weiber führten das Regiment im Hause und der Toni ging umher und brummte, wie ein Bär am Ketteli. Die Schwiegermutter war auch fleißig da, ich kannte sie schon von weitem an ihrer hohen Stimme und an dem unermüdlichen Reden. Auf einmal blieb sie aus, ich glaube — sie starb damals, denn die Frau ging eine Zeitlang in schwarzen Kleidern aus dem Hause und einige Zeit darauf brachte sie einen alten Kasten, zwei zerbrochene Schabellen, ein paar Leintücher und in

einem Kasten drei halb verhungerte Hühner und der Toni sagte, daß ich es hören konnte zur alten Greth: „Ist jetzt das die reiche Erbschaft, von der du immer geschwefelt hast?“

Seidem war der Toni noch verschlossener als sonst; — er blieb es auch, als ein kleines Kind ins Haus kam, — das Geschrei war mir von früher her ganz wohl bekannt. Ich durfte nicht mit dem Toni gehen, als er den Götti anstellte, die Frau wollte es absolut nicht haben — und ich wurde recht böse darüber; ein wenig frische Luft hätte mir sicher auch nichts geschadet. Aber, ach Gott, wie einfältig ist man oft in seinen Wünschen, wie gut wäre es für mich gewesen, ich wäre für



Toni schlampfte knurrend und murrend und pudelnaß hintendrein

alle Zeiten in meiner Ecke stehen geblieben.

Es war etwa ein Jahr vergangen, seitdem der Toni Vater geworden war — und freundlich schien die Morgensonne bis zu mir in die Gangecke. Es war ein wunderschöner Frühlingstag, so ein Tag, wo die Menschen zu Jubel und Freude gestimmt sind und alles singt und frohlockt. — Aber die beiden Eheleute in unserm Hause pfißen eine andere Tonart und zankten miteinander, daß es nicht mehr gemütlich war zuzuhören. Die Stubenthüre gegen den Gang hin stand offen

und so konnte ich jedes Wort verstehen. Die Frau wollte absolut ein Chindschäfeli haben, der Toni aber sagte, das sei Ueberfluß und Verschwendung, er habe für solche Narrotheien kein Geld. Er, der Toni nämlich und seine Geschwister seien auch nicht herumgeschäflet worden und doch seien aus ihnen g'sunde und starke Leute geworden. Man habe sie einfach in so eine Drucke hinein- gebettet und vor's Haus gestellt, und wenn etwa die Sonne zu heiß geschienen habe, so habe man das große Parisol darüber gespannt, oder die Drucke unter den Zuger margeln- oder Heubirli- baum gestellt, das habe es auch gethan. Auf solche Reden hin fuhr die Frau auf, wie ein gereizter Büggel und sagte dem Toni, er sei ein Geizteufel, ein Schinder und kein Mensch gegen Frau und Kind. Da riehrte es dem Toni auch den Deckel ab dem Hasen. — Er hatte lang genug geschlickt und geschwiegen, jetzt wurde es ihm zu dick, er wurde wüthend wie eine ange- schossene Wildsau und trümpete auf den Tisch inen, daß der Stubenboden zitterte. „Expres“ schrie er, „expres bekommst du kein Schäfeli, ich will doch sehen, wer Herr ist im Haus — ich — ich, dem Haus und Hofstatt — alles, alles gehört, oder du, du Bettelschleipf mit deinen drei verhungerten Hühnern im Chrummen, von dem man nicht einmal weiß, ob er nicht g'stohlen ist!“ — So hatte der Toni nie geredet, gar nie, er war ein ganz anderer geworden und die Frau erschrack und machte Augen, wie ne g'stochene Geiß. — „Bettelschleipf!“ das hatte sie noch nie gehört; sie lief zur Stube hinaus und schlezte die Thüre zu und als sie bei mir vorbeiging, konnte ich hören, wie sie laut schluchzete, und sehen, wie sie mit der Scheibe die Augen wischte. Der Toni aber ging noch am gleichen Tag gsittig heiß vor Täubi unters Dach hinauf und schleipfte eine alte Kiste vom Estrich herab; darauf sagte er der alten Greth, das sei für den kleinen Buob gut genug; sie solle ihm hineinbetten und ihn vor's Haus hinabstellen. s'Parisol stehe in der Gangecke, das könne sie ausspannen, wenn der Kleine sonst keinen Schatten finde.

Die alte Magd murrte und brummelte etwas vor sich hin, aber sie that, was Toni befohlen hatte; die Frau selber half ihr dabei, aber sie war ganz still und hinterfönnig geworden. Sie trugen nun das Buobli aus dem Hause in die Matte hinaus und stellten es in der Nähe des Gartens, wo Greth Herdäpfel steckte, nieder. Ich wurde auch aus dem Hause geholt und über

dem Buobli und seinem einfachen Bettgestell ausgespannt. —

Ich hatte eine unsinnige Freude, aus der Ecke und den heillosen Spinnhoppn wieder einmal herauszukommen. Wie wohl that es mir, als ich wieder einmal ausgespannt wurde. — Grad so wohl denke ich, muß es den Menschen sein, wenn sie die Arme ausstrecken und dabei so entsezlich gähnen. Ich reckte und streckte mich im lieben Sonnenschein, der so wohlilig meine alten Glieder erwärmte, wie echtes Bäckwasser oder ein Würzenbranz den Magen.

Es war aber auch ein herrlicher Frühlingstag. Die Bäume standen voll schneeweißer Blüten da, und um sie herum bummelten und suminten die dicken Hummel und die fleißigen Biennen, die Vögellein trillerten und jubelten auf den Nesten oder trugen Halme zum Nestchen zusammen, die Blumen auf den Matten nickten zufrieden, wenn ein sanfter Windzug daherstrich, als wollten sie sagen: „Recht so, das thut gut!“ Gravi- tätisch marschierte eine Gluggere mit ihren langbeinigen, ge'bschnäbligen Kleinen um die Drucke herum und ennet dem Haag grasten die Kühe und ihre Glocken klangen hell und frisch zu mir herüber. — Jetzt kam der Muni an den Haag und schaute mich mit glozenden Augen an. Anfangs war ich nicht wenig stolz auf diese Aufmerksamkeit, denn so verwundert hatte mich schon lang niemand mehr angestaunt. Als aber das Vieh unruhig wurde und anfing mit seinen Hörnern im Haag herumzustören und dabei dumpf brüllte — so wurde es mir auf einmal angst und bange. — Fast im gleichen Augenblicke stand der Muni schon vor mir, mit gesenktem Kopfe, rollenden Augen, den Schwanz hoch auf- gerichtet. Gleichzeitig hörte ich einen grellen Schrei aus dem nahen Garten, fühlte mich mit einem gewaltigen Ruck in die Höhe geschleudert — dann schwanden mir die Sinne, ich wußte nichts mehr von mir selber. —

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, lag ich weit weg am Lattenhaag und alle Rippen thaten mir weh. Von der Stelle her, wo das Kind gelegen, drang Weinen und Klagen zu mir. Zwischen hinein vernahm ich, wie man entsezlich über mich schimpfte, mich mit den wüfsten Namen titulierte und immer und immer meine rote Farbe verwünschte. Der Toni war indessen auch herbeigekommen und jetzt ging das Lamento erst recht los. Was er hören mußte, war nichts Lustiges. „Du bist schuld an allem!“ rief die

Frau. „Du hast es erzwingen wollen, daß man das Kind in die donners Drucke und unter das gottlose Parisol legen solle!“ Die alte Greth lief auf mich los und packte und würgte mich mit ihren Krallen und wollte mich am Haag in tausend Fetzen schlagen — aber der Toni riß mich der Hexe aus den Händen und sagte, ich sei ja nur ein unvernünftiges Parisol und vermöge nichts gegen das Unglück. Schuld an allem seien die Weiber, die hätten besser acht geben und das Kind dem Muni nicht grad in den Weg stellen sollen. Mit diesen Worten trug er mich wieder an meinen vorigen Platz in der Gangecke und ich konnte von dort aus weitere Beobachtungen machen über das elende Leben auf Erden.

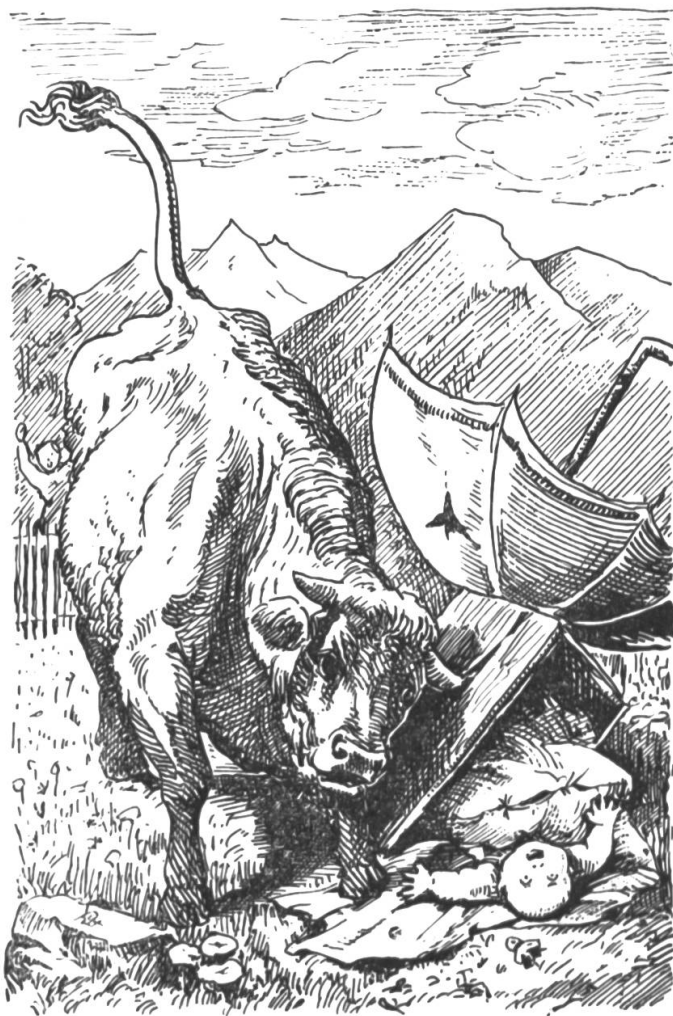
IV.

Vange stand ich bereits wieder in meiner Ecke und immer noch war es mir, als ob ich träumte. Noch wußte ich nicht, was eigentlich für ein Unglück begegnet sei, wie ich dabei ein Hauptschuldiger sein sollte u. s. w. Nach und nach wurde mir die Sache etwas klarer, ich hörte auch noch manches reden in meiner Gegenwart und bei offenstehender Stubenthüre, das deutlich genug war. — Als man die Leiche des kleinen Toneli aus dem Hause trug, da befiel mich eine entsetzliche Angst; es kam mir vor, als sei mit dem unschuldigen Kinde der letzte Nest von Glück und Friede aus dem Hause geschieden. Und ich hatte nicht so ganz Unrecht.

Seit dem Austritt des Kinderschäfeli halber, seit der Bezeichnung als Bettlerschleipf und dem darauf folgenden Unglücke mit dem Kinde war Tonis Frau wie umgewandelt. Was mag sie wohl bei sich gedacht haben? Mußte ihr nicht

der Gedanke aufsteigen, daß Geld und Gut das Glück einer Ehe nicht ausmachen, daß ein Mäitschi, das nur mit Rücksicht auf das Vermögen eine gute Partie zu machen glaubt, sich gar bitter täuschen kann und endlich, daß eine Frau, die meint sie könne mit ihrem Mann machen, was sie wolle, sich nicht selten verrechnet und alles verdirbt. —

Kurz und gut, das Blättlein hatte sich gekehrt, der Toni war jetzt Meister im Haus, aus dem einst gefügigen Ehemann war ein Tyrann geworden.



Fast im gleichen Augenblick stand der Muni schon vor mir.

in seiner Idee und wußte sich so bei ihm wieder einzuschmeicheln. — Jetzt wurde gesparrt, geschunden und gehäuselt, daß es keine Gattig mehr hatte. Der Antenkübel erhielt Vakanz und der Fleischbrunnen litt an der Auszehrung. Die Angestellten murrten und suchten einen andern Posten. Der Toni tribulierte und scharfte immer mehr zusammen; seine Frau konnte ihm nicht genug arbeiten und schanzen. Für's Kinderschäfeli brauchte Toni freilich nichts mehr auszugeben, denn der Kindersegen blieb aus. Gleichwohl jammerte der Toni

Warum das? Einerseits weil dem Toni das Regiment seiner Frau verleidet war, ganz besonders aber andererseits deswegen, weil er sich in ihrem vermeintlichen Reichtum getäuscht hatte. — Jetzt ging das Schinden und Häusen erst recht los.

Merkwürdiger Weise stand dem Toni die alte Greth treu zur Seite, grad so, wie sie früher zur Frau gestanden. Sie war eben eine Wetterfahne, die sich nach dem Winde drehte, ein charakterloser Mensch, der nur darauf rechnet, seinen Vorteil zu haben. Toni hatte die heillose Idee im Kopfe, er möge mit seinem Vermögen nicht auskommen in seinen alten Tagen, u. s. w.; die Greth unterstützte ihn

Tag und Nacht: „Huisid ai, huisid ai der tusigs Gottswille!“ Das Brod, das auf den Tisch kam, war schimmelig und den Käse mußte man mit dem Beil in Stücke schlagen, Fleisch wurde keines gegessen, ja selbst den Kaffee wollte Toni abschaffen — aber da fand er an der Greth einen ihm gewachsenen Gegner. Der Hausherr mußte sich fügen und die Kaffeekanne blieb in ihrem Rechte.

Die Hausfrau wurde stiller und immer stiller. Seit dem Tode ihrer Mutter und besonders seit auch ihr Kindlein auf dem Friedhof gebettet lag, war sie eine ganz andere geworden. Sie ging umher, wie der Schatten an der Wand und briegete viel, wenn sie allein war. Auch zu hüfteln fing sie an und gar oft wurde es ihr schlecht, besonders wenn sie arbeiten sollte und doch nicht mochte. Der Toni sah alles und es wurde ihm angst und bange. Um des Himmelswillen, dachte er, wenn seine Frau krank werden oder gar sterben sollte! — Welch' schreckliches Geld würde der Doktor kosten! Welche Auslagen müßten die Sterbkosten veranlassen, Begräbt, Siebenter und Dreißigster! — Alle Tage zum Opfer gehen und jedesmal vier Rappen opfern, — nein, das war zu viel verlangt von einem armen Teufel, wie der Toni war.

Aber alles Nachsinnen, Zammern und Zauseln half nichts; die Frau wurde immer schwächer und schwächer, so daß endlich die Greth selber Mitleid mit ihr hatte und dem Toni kategorisch erklärte, er müsse seiner Frau zum Doktor.

Am andern Morgen war es der Kranken nicht mehr möglich, sich vom Bette zu erheben — todtensblau lag sie da und vermochte kaum einige Worte zu reden. Die Greth sagte zum Toni, man sollte doch schier den Pfarrer holen, sie traue der Sache nicht recht und der Toni war einverstanden. Während die Greth dem Pfarrer nachging, machte sich Toni auf die Beine, um den Doktor aufzusuchen. Der schlaue Geizhals wollte um keinen Preis mit dem Geistlichen zusammentreffen. Warum? Vor kaum zehn Tagen war der Pfarrer in's Haus gekommen, um beim Toni um ein Almosen für die inländische Mission anzuhalten; der Toni aber hatte rechtzeitig Pulver gerochen und sich zuoberst im Hause im Dachkammerli versteckt; — darum fürchtete er, bei einer Begegnung mit dem Pfarrer abermals um eine Gabe angesprochen zu werden. Er zog daher den Sonntagstschoppen an, und da es ein wenig zu tröpfeln ansang, so erlöste er mich aus meiner

langweiligen Gefangenschaft in der Gangecke, nahm mich unter den Arm und marschierte einem etwa zwei Stunden entfernten Dorfe zu.

In diesem Dorfe wohnte ein Wunderdoktor und Wassergschauer, zu dem die Leute prozessionsweise hinpilgerten. Studiert hatte der Mann nicht; viele nannten ihn einen Narren, andere einen Schlaupopf und Betrüger und wieder andere wußten zu erzählen, wie der Herr Doktor mit dem Teufel im Bunde stehe, wie er Diebe bannen, Verborgenes erkennen, Gestohlenes unmen thun könne. Wunderbare Geschichten wurden von ihm erzählt. Auf diesen Mann setzte Toni sein Vertrauen und hoffte sicher und bestimmt — er werde seine Frau gesund machen und dafür wenig — oder gar nichts annehmen. Schlau lächelnd schritt er weiter. Nach einem tüchtigen Marsche stand er vor einem kleinen weißgetünchten Häuschen, das ein üppiger Birnbaum mit seinen grünen Zweigen umschlang und an das ein kleines Gärtchen, mit den verschiedenartigsten Pflanzen und Blumen besetzt, stieß. Schüchtern stolperte Toni die etwas steile Holzterrasse hinauf und stand bald darauf in der Stube des Herrn Doktors, die zu gleicher Zeit als Empfangszimmer, Apotheke und Wohnstube diente. — Mein Herr setzte sich zu den übrigen Leuten, die dasaßen und warteten; und da er mich vor sich hinstellte und seine Hände auf mich stützte, so konnte ich leicht sehen, was in dem kleinen Stübchen vor sich ging. Hinter einem großen Tische, saß der Wundermann und Wassergschauer, eine ziemlich behäbige Gestalt mit einem breiten schwarzen Strohhute auf dem Kopfe, auf dem ein Bündel Feldblumen steckten. Der Herr Doktor war mit einem braunen Rocke angethan, seine Hände bedeckten aus Kaninchenhaaren gefertigte Handschuhe, an denen aber zwei Finger ohne Inhalt herunterlampten; denn in einem schweren Kampfe mit Hexen und Gespenstern hatte sich der gute Mann selber zwei Finger mit einer Pistole weggeschossen. Unter seinem langen Kittel trug er zwei weite Westen, in denen zwei große silberne Uhren steckten und aus denen schwere silberne Uhrenketten mit Uhrenschlüsseln zu beiden Seiten des breiten Hofenlages herunterbaumelten. Unter dem breitrandigen Strohhute zeigte sich ein volles, breites Gesicht von blauer Farbe, eine gerunzelte Stirne und schwermütig dreinblickende Augen. Der Herr Doktor redete beständig halblaut mit sich selber und faselte allerlei verworrenes Zeug von Säuren und Naturkräften, Blendern und Scherben, Teufeln und Hexen u. s. w. Später

auf dem Heimwege hörte ich aber auch von jemand, der mit meinem Herrn ging, erzählen, der Doktor könne auch sehr wild werden; er greife dann gewöhnlich nach seinem großen Stock und fuchtle damit wie besessen in der Luft herum; auch fluche er dabei, daß es nicht mehr schön zu losen sei. In solchem Zustand laufe er dann plötzlich aus dem Hause und lasse die Leute drinnen warten, bis es ihm beliebe, heimzukommen — Hätte ich das früher gewußt; ich hätte mich sicher gefürchtet vor diesem sonderbaren Manne. Heute war er aber ganz manierlich, redete schier nichts, sondern schaute nur die kleinen Gütterli an, die ihm die Leute hinreichten und deren manche einen ganzen Haufen in ihren Reisefäcken mitgebracht hatten. — Mir einfältigem Parisol kam das ganz sonderbar vor, da ich früher immer geglaubt hatte, der Dokter bringe den Leuten die Gütterli und nicht umgekehrt, die Leute dem Doktor. — Deswegen muß aber der Leser nicht glauben, daß der Wunderdokter keine Mixturen fabriziert habe; das besorgte aber seine Magd, eine magere und blasse Jungfer mit klizenden Augen und geschwätzigem, verschmizt lächelndem Maul. „Soll ich eine weiße machen?“ fragte sie zu wiederholten Malen, wenn wieder eine Person spediert werden wollte. „Ja, es kann nicht schaden,“ antwortete jedes Mal der Doktor mit der tiefsten Bassstimme, die ich je gehört habe. Flugs machte die Jungfer die Kustig z'weg. Sie nahm auch das Geld für die Mixturen in Empfang, denn der Herr Doktor kümmerte sich nicht um solche Dinge. Hatte der Wunderdokter ein ihm gereichtes Gütterli beschaut, dann griff er nach einer andern Flasche auf dem Tische und wenn sie leer war, nach einer zweiten, und war auch diese leer nach einer dritten und so fort bis zur fünften, sechsten, wie sie ihm in die Hände fielen und schüttete daraus in ein kleines Gütterli, ohne zu wägen oder zu messen, so viel weißes, rotes oder gelbes Zeug hinein, bis das Gütterli voll und die Kustig oder Mirtur fertig war. Zwischenhinein fragte auch die Jungfer: „Selli eppä für die Person Magnesi dri thuo?“ und der Herr Doktor antwortete: „Ja, es cha nyd schada!“

So ging's vorwärts, ein Besucher nach dem andern wurde abgethan; und mein Toni rückte immer mehr in der Reihe hinauf. Ich hatte inzwischen noch genug Zeit, auch die Stube einwenig zu mustern, in der der merkwürdige Mann wirtschaftete. — Hu, wie sah es da aus! Alle

Tische waren mit Flaschen, Guttern, Töpfen, Krügen, Häfen, Kräuterfäcken und Salbenschachteln überstellt. — Auf Gesimsen und Bänken standen mächtige Pyramiden mit Reliquien, Kerzenstöcke und künstliche Blumen; daneben hingen verblichene Tafeln und Muttergottesbilder, allerlei religiöse Darstellungen in Holz, Gyps, Lehm, Messing und Blei lagen bestaubt und halbzerbrochen herum, auf ihnen lagerten sich breite Strohhüte und ausgetretene Schuhe und von Diele und Wänden hingen Kräuterbüschel herab. — Ich war kaum mit Sehen fertig geworden, als die Reihe an den Toni kam, sein Anliegen vorzubringen.

„Ja, ja, weiß schon“ sagte der Doktor, bevor noch mein Herr ausgeredet „weiß schon, wo's deiner Frau fehlt! Hättest du ihr genug und recht z'essen gegeben, du hättest nicht hierher kommen müssen. — Ich will dir jetzt Deppis gäh, 's wird aber wenig mehr nützen!“ Während der Dokter dies sagte hatte die Jungfer die Mirtur bereits schon fertig gemacht und sagte mit ihrer spitzen Stimme: „da Ma! 's chostet 15 Bazen!“ Der Toni war aufgestanden und hatte mich zwischen die Beine geklemmt, so daß ich ganz deutlich merken konnte, wie er am ganzen Leibe zitterte, als er fünfzehn Bazen blechen sollte. — „Füßzä Bazä!“ stöhnte er und fuhr mit seiner Hand hinter die Ohren und kratzt in den Haaren; dann suchte er in allen Taschen nach dem Gelde, bis er endlich aus dem Hosensack einen lederen Beutel herauszog, den er wohl siebenfach mit einer dicken Schnur umwunden und gebunden hatte. — „Da“, sagte er seufzend und legte die Bazen langsam und zögernd auf den Tisch, so zäh und ungern, als würde ihm mit jedem Bazen ein Glied vom Leibe geschnitten. — Sorgfältig verwahrte er wieder seinen Geldsack, steckte die Mirtur in eine Tschoppentasche und trat mißstimmt und mürrisch seinen Rückweg an. „Hättest ihr gnug und recht z'essen gegeben!“ brummte er vor sich hin und schimpfte über den unvernünftigen Doktor und die heilose Jungfer, die so unverschämt für eine Mirtur heischen durfte. —

Unter solchen Gedanken nahte der Toni dem Hause, aber schon auf dem Vorläubli kam ihm die Greth entgegen und sagte ihm, seine Frau brauche keine Medizinen mehr, sie sei bereits vor einer halben Stunde gestorben. — Der Pfarrer sei noch rechtzeitig eingetroffen und habe der Kranken die hl. Sterbsakramente reichen können, bald darauf sei sie sanft verschieden. Dem Toni

kam keine Thräne in's Auge; er hörte trocken den Bericht der alten Magd an, sagte schließlich: es sei ihr und ihm gut gegangen, schaffen habe die Frau doch nicht mehr können, und lang habe sie auch nicht leiden müssen. Es sei nur schade um die teure Mixtur; hätte er gewußt, was er jetzt wisse, er hätte sich den Gang zum Doktor und das viele Geld auch ersparen können. — Uebrigens sei es ihm jetzt doch auch recht, daß er beim Doktor gewesen sei, die Leute könnten jetzt nicht mehr sagen, er habe nichts für seine Frau gethan. — Hierauf ging Toni zur Leiche und da er mich immer noch unter dem Arme trug, während er am Todtenbette stand, so konnte ich der armen Frau noch einmal in ihr blaßes, eingefallenes Gesicht hineinschauen. Es ist wahr, die Frau hatte mich nie leiden mögen, und ich war ihr daher auch nie recht hold, — aber sie hat viel gelitten und für ihren einstigen Uebermut schwer gebüßt — darum fühlte ich ein inniges Mitleid mit ihr, so weit es eben so ein Parisol fühlen kann, und wünschte ihr Ruhe und Frieden im Grab. —

Was nun folgte, ist bald gesagt; — ich kam wieder in meine gewohnte Ecke und hatte es dort noch langweiliger als zuvor. — Ach Gott, wie sollte es kurzweilig sein in einem Hause, wo nur eine alte filzige Magd und ein alter nicht weniger geiziger und unzufriedener Mann wirthschafteten. — Kein Wunder, wenn selbst dem Toni das Leben auf seiner Hofstatt verleidete und er bei einem günstigen Anlaß sein Heim verkaufte und in's nahe gelegene Dorf zog. — Dort miethete er zwei Zimmer und eine kleine Küche für sich und seine alte Greth. — Das meiste, was er noch an Hausrat besaß, wurde verkauft, und als es zum „Züglern“ kam, gab's kein großes Fuder mehr. Zuoberst auf dem Fuder saß auf einem alten Kasten die alte Greth und — denke dir lieber Leser meine Wonne und mein Glück — sie trug mich auf ihren Knien, und ich konnte von meinem erhabenen Standpunkte aus noch einmal in meinen alten Tagen einen Ausblick halten auf die vorüberziehende Welt und auf die Leute unter mir herabschauen. Hinter dem Wagen ging der Toni — er trug eine Schachtel unter dem Arm, das war die Gültendrucke, vollgestopft mit wertvollen Pfandbriefen und Gülten. Wohlverwahrt trug er bei sich die schönen Dublonen, die ihm sein Haus gegolten, und er blickte umher voll Angst und Sorgen, es möchte etwa ein Mensch kommen und

ihn seiner Güter berauben. — Armer Toni! Wie bist du bedauernswert, bei deinem vielen Geld — und wie glücklich wärest du, wenn du kein Vermögen, aber einen zufriedenen Sinn besitzest! —

V.

Nachdem der Toni in sein neues Heim eingezogen war, hatte er nichts anderes mehr zu thun, als seine Zinsen einzuziehen und davon zu leben. Bei seiner frühern Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, oder — besser gesagt, bei seinem Geize hatte sich sein anfänglich bescheidenes Vermögen rasch vermehrt und von Jahr zu Jahr geäußnet. Toni hätte nun nicht nur sorgenlos leben, sondern sich auch seinen Lebensabend verschönern und durch Wohlthun sich einen reichen Schatz für den Himmel erwerben können. Allein der Geizteufel, der ihn nun einmal besessen hatte, ließ das nicht zu; — der reiche Toni lebte so karg wie ein elender Bettler. — Klopfte ein Armer bei ihm an, so wurde er angeschnauzt, daß er es in Zukunft bleiben ließ, den Toni um ein Almosen anzusprechen. Die Angst, er könnte bestohlen werden, quälte ihn Tag und Nacht. Daher unterließ er es nicht, recht oft sein Geld zu zählen und es sorgfältig zu verstecken. Dabei durfte ihm kein Mensch zusehen, nicht einmal die alte Greth; nur ich, sein altes treues Parisol, das auch in der neuen Behausung wieder in der Kammercke stand, durfte sein Treiben beobachten.

So vergingen Tage und Jahre. Vor den Leuten erschien Toni als schlichter, bescheidener Mann. Seine Kleidung war ganz, aber abgetragen, altmodisch. Im Wirthshaus sah man ihn nie, vom Schnupfen und Rauchen wollte er nichts wissen, dagegen sammelte er jedes Stücklein Holz das er auf der Straße fand, und trug es sorgfältig nach Hause. Freunde hatte der Toni keine, aber auch keine eigentlichen Feinde. — Seine Geschwister waren längst gestorben oder verschollen; einige entferntere Verwandte nannten ihn, wenn sie ihm begegneten, Herr Bettermann und warteten im Stillen voll Sehnsucht auf seinen Tod. Aber der Toni dachte noch nicht an's Sterben und der Doktor „Blanger“ erhielt ihn, trotz seiner magern Kost, noch ordentlich bei Kräften. Auch die alte Greth hatte ein zähes Leben wie eine Katze; trotzdem sie tief in den Siebenzigern stand, schnurrte und furrte sie immer noch wie ein

Hummel im Stübchen herum. Dem Toni war Greth unentbehrlich geworden. Sie half ihm hausen und schinden, hungern und sparen, schimpfte bei ihm über die unverschämten Bettler und heillosen Krämer, die alles viel zu teuer verkauften. War der Toni nicht zweg, so half sie ihm mit einem Kamillen- oder Lindenthee und dem armen Kranken blieben die Auslagen für den Doktor erspart. — Aber gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen, oft ganz unerwartet tritt er an den Menschen heran und fragt nicht lange, ob es ihm bequem sei mitzugehen. — Das passierte auch unserm Toni.

Es war tief im Spätherbst und mein Herr hatte sich früh zu Bett begeben; ich träumte in der Kammer-ecke wie gewohnt von alten, längstvergangenen Tagen. Plötzlich vernahm ich hinter den Bettvorhängen hervor ein Seufzen und Stöhnen, dem ein unheimliches Köcheln folgte, dann war alles wieder still. Kalter Schrecken rieselte durch meine Meerrohrknochen, ich ahnte nichts Gutes. Langsamer als je rückte für mich der Morgen heran. Zur Zeit, wo der Toni sein dünnes Suppli zu essen gewohnt war, klopfte es an die Kammerthüre, zweimal, dreimal. Als keine Antwort erfolgte, öffnete sich leise die Thür und die alte Greth trat mit einem Licht in's Zimmer, näherte sich behutsam dem Bette und schob leise die schmutzigen Vorhänge bei Seite. Was sie sah, erfüllte sie plötzlich mit einem solchen Schrecken, daß sie einen lauten Schrei ausstieß und das Lämpeli schier aus der Hand fallen ließ. Im Bette lag der Toni tot, mit starren Augen und aufgerissenem Munde. . . Wie versteinert blieb die Alte einige Augenblicke stehen — dann murmelte sie halblaut vor sich hin: „'S ist eigentlich nicht schad' um



Im Bette lag der Toni tot.

den Geizhals — nur hätte er mich nicht so zu erschrecken gebraucht!“ Wie eine Katze schlich sie näher, starrte dem Toten noch einige Augenblicke, in's bleiche Angesicht, als ob sie sich vergewissern wollte, daß er nicht mehr am Leben sei, und streckte ihre Hand vorsichtig unter das Kopfkissen des Verstorbenen. — Wichtig, da lag Tonis ledberner Geldsäckel versteckt; rasch löste die Alte die Schnur, mit der er zusammengebunden war und übersah den Inhalt; voll Unwillen nur ein paar elende Bazzen und Klappen drin zu finden,

schob sie das Geld wieder unter das Kissen, um ihre Forschungen an andern Orten fortzusetzen. Aber an den meisten Kisten und Kästen fehlten die Schlüssel, und alles Bemühen, dieselben ausfindig zu machen blieb unsonst. — Mit einem kräftigen Fluche schlug sie die Thüre des letzten Schrankes, den sie durchwühlte hatte, zu und lief aus der Kammer. Bald hörte ich draußen schreien und lamentieren, welch' entsetzliches Unglück geschehen sei. Trapp, trapp tönte es Stiegen auf und ab; Klein und Groß lief zusammen und starrte mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen den toten Toni an. Bald mußte sich die Kunde von seinem Tode auch

im Dorfe verbreitet haben, denn ehe eine halbe Stunde verflossen war, stellten sich in der Totenkammer bereits über ein Duzend Vettern und Basen und andere Verwandte ein, die sich sofort wie die Herren im Hause gebärdeten, alle Drücken herauszogen und ihre Nasen in jeden Kasten steckten, jeden Hasen abdeckten und an jedem Säcklein herumfingerten. Hierauf erschien der Herr Doktor und erklärte mit feierlicher Miene, daß der Toni wirklich mit Tod abgegangen sei; die Polizei nahm den Augenschein vor und legte

auf Verlangen der Verwandten das Siegel an Kisten und Kästen.

Ich stand mitten in diesem Thun und Treiben ruhig in meiner Ecke und schaute dem tollen Jagen zu. Wahrhaftig, was ich sah und hörte, war empörend, aber auch belehrend, und keineswegs geeignet mir mehr Respekt vor den Menschen einzulößen.

Raum hatte die Polizei den Rücken gekehrt, so ging das Zanken und Händeln an. Die alte Greth wollte in alles hineinregieren, aber die Verwandten sagten grob und deutlich genug, sie solle machen, daß sie fortkomme; sie habe hier rein sauber nichts mehr zu regieren und zu befehlen, und dafür, daß sie nicht um ihren Lohn komme, dafür werde sie öpfe schon gesorgt haben. Die Greth wurde taub wie ein Güggl, ich meinte jeden Augenblick, jetzt werde sie mit ihren spitzen Nägeln den Leuten in's Gesicht hineinfahren. Nachdem sie sich gehörig ausgegiffet hatte, schloß sie die Thüre zu und machte sich davon; ich habe sie seither nie mehr gesehen.

Jetzt machten sich die Verwandten daran, die Leiche zu kleiden. Das halbverrissene schmutzige Hemd, das der Toni wahrscheinlich schon seit drei, vier Wochen auf dem Leibe trug, wurde ihm großmüthig gelassen; dann suchte man das schlechteste und blödeste Leintuch aus, das in der Kammer zu finden war und wickelte die Leiche hinein. — „Das thuot's wohl für den Geizkragen!“ sagte giftig ein altes Weib. „Er wird uns nicht z'viel hinterlassen“, stichelte eine Andere. „Holla“, entgegnete ein kleines Männchen, „Glaubt es mir nur, der Kerl hat Geld im Kasten, mehr als ihr meint. Aber wenn er Meister gewesen wäre, so säße er bis zum jüngsten Tag auf seinen Basen, oder er hätte sie in's Grab mitgenommen!“

„Ein Lämpeli wollen wir der armen Seele doch noch anzünden,“ sagte mitleidig der Hausbesitzer, und brachte ein Kreuzifix aus seiner Stube, stellte ein Dellämpel ein auf das Nachttischli und ein Gefäß mit Weihwasser, und legte ein Buchszweiglein hinein. — Den ganzen Tag über kamen Neugierige in die Kammer; die meisten, um die Leiche zu sehen und in dem Zimmer herumzugaffen, wenige, um für den armen, so plötzlich verstorbenen Toni ein Vaterunser zu beten. — Der Schreiner kam auch und nahm an der Leiche das Maß, und am andern Morgen brachten vier Männer einen schwarz angestrichenen Kasten, legten den Toni hinein und nagelten einen Deckel

drauf. — Einer der Männer betete ein paar Vaterunser, aber es ging gleitig genug zu dabei — dann nahmen sie den schwarzen Kasten und gingen damit zur Thüre hinaus — ich sah sie noch einen Augenblick und hörte sie die Stiege hinabpoltern — dann wurde es stille und ich war wieder mütterseelenallein.

Was nützt jetzt dem Toni sein Hausen und Schinden, dachte ich bei mir selber; sein Geld und seine Gülten, sie bleiben doch liegen, wo sie liegen: er kann nichts mitnehmen, als sein schmutziges Hemd und das blödeste Leintuch. Die Erben werden sich hurtig darüber hermachen und vielleicht dem Toni noch wüßt sagen, wenn er ihnen nicht genug hinterläßt. Ueber eines freute ich mich im Stillen, daß nämlich die alte Greth das Geld nicht gefunden hatte. Obwohl ich ganz genau wußte, wo Toni seinen Schatz versteckt hatte, — mir wäre es sicher nie in den Sinn gekommen, ihn der alten Wetterhexe zu verraten. Neben dem Bett stand an der Wand ein niedriger, mit Eisen beschlagener Kasten mit einem schweren Deckel und einem mächtig großen Schloß. Beständig lagen darauf ein oder zwei Paar alte Hosen, Tschöppen und Strümpfe, die einen Wohlgeruch verbreiteten, daß sich auch die abgehärtetsten Nasen davor zur Flucht wandten. In diesem Kasten hielt der Toni sein Geld und seine Gülten aufwahrt und der Schlüssel lag, in Lumpen eingehüllt, sorgfältig in einer Schublade eingeschlossen.

Wie lange ich in meiner Einsamkeit gestanden, weiß ich nicht mehr genau; ich glaube aber, es hat nicht gar lange gedauert, da sind die Verwandten wieder in die Kammer gekommen und haben angefangen zu suchen und zu schnausen, alles untereinander zu werfen, und dabei zu fluchen und zu schimpfen, zu poltern und aufzubegehren, wo der alte Narr wohl sein Geld versteckt habe. — Mich ließ man ziemlich ungeschoren, so daß ich dem Treiben zusehen konnte. — Aufeinmal erhob sich ein gewaltiges Holla und Geschrei, man hatte unter den alten Hosen die eiserne Kiste entdeckt. — Nun ging die Jagd auf den Schlüssel los — nichts blieb ununtersucht; Einer steckte sogar seine Nase in mein Futteral hinein und meinte, ich könnte ihn vielleicht zwischen meinen Falten versteckt halten. Endlich wurde das ersehnte Instrument gefunden, die Kiste aufgeschlossen und — ein lauter Jubel brach los. — Da lagen sie beisammen, die lieben Geldsäcke, vollgespißt mit altem und neuem Gelde; dabei lagerten sich friedlich die

Gülten und Wertpapiere; es war ein helles Gaudium für die Erben. Sofort wurde die Kiste wieder sorgfältig geschlossen und weggetragen, der Hausrat zusammengepackt und fortgeführt. — So kam auch ich unter die alten, stinkenden Kleider und das zerlumpte Bettgewand, zwischen Kübel und Pfannen zu liegen. Man trug den ganzen Plunder in ein großes Haus, dort warf man mich mit all dem Zeug in ein kleines Zimmerchen und schloß es zu. Ich verlor schier den Athem unter all der übelriechenden Kluftig, in die ich eingezwängt war, und vermeinte, es sei mit mir zu Ende, wie mit dem Toni und mein Stündlein habe geschlagen. Aber b'hütetis Gott! meine Rolle war noch nicht ausgespielt, ich sollte vielmehr noch einmal Aufsehen machen unter den Menschen und dann — ruhmlos untergehen.

Nach einiger Zeit öffnete sich unser Gefängnis und ich und meine Begleiterschaft von Lumpen, Endfinken, Strohhüten und Küchengeschirr wurden in einen großen Saal verbracht und dort in eine Ecke geworfen. Ich lag etwas seitwärts und so konnte ich den Saal überblicken. In der Mitte stand ein langer Tisch, an dem saßen zu beiden Seiten schwarzgekleidete Leute in langen Reihen bei einem guten Mittagessen und hinter vollen Weinflaschen. Das war Tonis leidtragende Verwandtschaft, aber vom Leid war wenig zu merken. Man lachte und schwatzte, scherzte und stieß an — kurz, alle waren guter Dinge. Nach dem Essen wurde den Erben, Mitteilung vom Bestand des Erbes gemacht und edem sein Anteil sofort ausbezahlt. Nun sollte auch noch der vorhandene Hausrat, das Weißzeug, Küchengeschirr u. s. w. zur Verteilung kommen; da machte Einer den Vorschlag, man wolle die

Sachen unter den Verwandten verganten. Der Vorschlag fand Beifall und sofort ging das Ganten los. Ein am Erbe unbeteiligter Mann wurde berufen und als Gantruser angestellt. . . Sofort stieg derselbe auf einen Stuhl und waltete seines Amtes.

Ach, du liebe Zeit, was kamen nun da für Sachen zum Vorschein! Mich nimmt nur Wunder, ob sich drob der Toni nicht im Grab unten umgedreht hat. — Zuerst kam ein Paar Hosen zur Versteigerung, das die Karte von den vereinigten Staaten darstellte, Bläs war an Bläs gereicht — es galt ganze drei Bagen. Ihm folgten einige Hemden, an denen der untere Teil, der sog. Stock, gänzlich fehlte, und die dem einstigen Besitzer nur bis zum Hosenbündel reichten. Der Toni hatte nämlich alles Uebrige am Hemde als Ueberfluß erklärt, und schallendes Gelächter belohnte ihn für seine außerordentliche Genügsamkeit. Stück für Stück gingen die Hemden zu 20—25 Rappen fort. Auf Tonis alte Strohhüte dagegen wollte Niemand ein Angebot machen; da legte der Gantruser noch ein Paar Finken und eine Pelzkappe dazu und brachte das alles zusammen für 14 Bagen an den Mann.

Nachdem die elenden Fazenetli, Tisch- und Leintücher vergantet waren, kam endlich die Reihe auch an mich.

Mein Erscheinen erregte nicht geringes Aufsehen und ich wurde mit einem lauten Gelächter und Hallo begrüßt. Der Gantruser hielt eine lange und breite Lobrede auf meine respectable Größe und dauerhafte Farbe, auf meinen schönen schwarzen Griff mit den Messingbeschlägen, auf meine unverwüstlichen Rippen aus Meerrohr, und meinte, es sei leicht möglich, daß ich schon beim



Mein Erscheinen erregte nicht geringes Aufsehen.

großen Regenwetter zu Noth Zeiten gebraucht worden sei, und daher jedenfalls als Altertum hohen Wert besitze. Trotzdem wollte Niemand anbeissen und schon glaubte ich, ein schmähhliches Ende voranzusehen, als ein junger Mensch sich meiner erbarmte und mich für ein paar Batzen — ich darf es nicht einmal sagen wie wenig — erwarb. Natürlich erregte der Kauf einiges Aufsehen und man bestürmte den Käufer mit Fragen, was er eigentlich mit mir anzufangen gedenke. Der aber wollte nicht ausdrücken, lachte still vor sich hin, nahm mich sorglich unter seinen Arm und trug mich behutsam nach Hause. Dort wurde ich in einem Kasten neben seidenen und halbsidenen Sonnen- und Regenschirmen aufbewahrt und mit sichtlicher Schonung behandelt. Ich war ganz glücklich ob dieser Rücksicht, und fühlte mich gleichsam in den Himmel versetzt. — Aber ach, Hochmut kommt vor dem Fall! — Plötzlich wurde der Kasten, in dem ich so glücklich und zufrieden lebte, aufgerissen, und ich aus meiner stillen Einsamkeit herausgeholt. Vor mir stand ein abscheulicher, alter, schäbiger Kerl, ein Bagabund, wie ich sie in meinen jungen Tagen oft auf der Straße herumstolpern sah. Er trug einen langen Kittel, eine bunte Weste und einen halbverdrückten Cylindcr — hatte einen schäbigen Bettelsack auf dem Buckel, aus dem eine alte Geige hervorguckte — dieser Kerl nahm mich grinsend unter den Arm und sagte: „Nun ist meine Ausstattung fertig!“ Wer war aber dieser Kerl? Niemand anders als mein jetziger Besitzer, der, wie ich bald genug vernahm, als alter Dorf- musikanter verkleidet, den Maskenball besuchte, und

für seine originelle Ausstattung den ersten Preis zu verdienen hoffte. Ich konnte diese Schmach anfangs nicht glauben — nein, das hieß denn doch mich schmähhlich herabwürdigen! — doch, es war nur allzuwahr! Nicht lange gings, und ich erschien wahrhaftig mitten unter den hohen und höchsten Herrschaften, im Kreise der schönsten Damen, neben den ausgesuchtesten Toiletten, und sah mich nobeln Herrn im Frack und Masken in reichsten Kostümen gegenüber — aber der Mittelpunkt aller Herrlichkeit, der am meisten bewunderte Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, war mein Herr und ich — sein Parisol.

Seit diesem Abend lebe ich still und zurückgezogen in der Abgeschlossenheit einer Garderobe oder Theaterkleiderkammer. Nur sehr selten braucht man mich bei irgend einem Lust- oder Trauerspiele; jedesmal aber ziehe ich mich nach der Auf- führung gerne zurück; ich habe ja das Menschen- leben selber als ein Theater kennen gelernt und meine Rolle dabei gespielt; ich kenne die Welt und ihre Eitelkeit, die Vergänglichkeit des Irdischen und die Thorheit derjenigen, die nur am Zeit- lichen hängen. —

Beim Regen und im Sonnenschein
Hab' ich die Welt geschaut,
Doch glücklich fand ich den allein,
Der auf den Herrn vertraut.

Behalt' dies Sprüchlein jederzeit
In Freud' als Leid sowohl,
Es sei zum Abschied dir geweiht
Vom alten Parisol!

Sonderbares Hochdeutsch. Eine Obsthändlerin in Luzern fragte eine fremde Dame: „Madame, kaufen Sie keine Träubel?“ Die Dame wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Da fuhr die Verkäuferin eifrig in ihrem Hochdeutsch fort: „Beiten Sie nur, ich will gogen reichen.“

Gute Wirtschaft. Ein Wirt im Luzernerbiet war sich selbst der beste Gast. Wenn er sich ein Zöpfchen angetrunken hatte, pflegte er gewöhnlich mit schwerer Zunge auszurufen: „Famose Wirtschaft! Miz Hus ist immer voll!“ Noch besser machte es eine Wirtin in seiner Nachbarschaft. Dieselbe sollte einst einem Gast seine Uerthe ausrechnen und that es folgendermassen: „Drümal sieben sind eindlesi, und ume Batze Brod macht zwölf Batze.“

Ein fauler Geselle. Ein fauler Geselle kam zu einem Meister und bat um Arbrit. Dieser entgegnete: er habe Gesellen genug und müsse seine Arbeit innerhalb einer bestimmten Zeit liefern. Darauf bemerkte der Geselle: „Ach gämmer doch Arbeit, ihr sind wäge mir nid ehnder fertig.“

Aus der Schule. Ein Schüler erzählte die Geschichte Moses und sagte im Verlaufe derselben: „Die Mutter nahm das Kind und verklebte es mit Harz.“

Gemüthlich. Ein Lehrer nahm einst einen nichtsnuzigen Buben übers Knie und stäubte ihm wacker die Hosen. Der in dichten Wolken aufsteigende Staub reizte den Lehrer zum Niesen, der Bub aber rief in weinerlichem Tone: „G'hundheit, Herr Lehrer!“